

Weihnachts-Blocken

Beilage zur „Rheinischen Volkszeitung“, Wiesbaden

Ihr Blocken, kündet —
sagt es allen Zonen:
Es ist Weihnacht —
über Weihnachtsfriebe!



Von dem Kindlein in der Krippe
Geht ein wunderbares Schönen
Durch die Welt, das alle Völker
Nur erleuchten und vereinen!

Verantwortlicher Schriftleiter: Julius Etienne

Wiesbaden, den 25. Dezember 1919

Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden

Gebt uns die Krippe wieder!

Hier und Glanz der Weihnachtszeit ist die Weihnachtskrippe. Von alterwürdigen Gebrauch wurde sie hochgehalten, eifrig gehegt und zu einer Quelle reichlicher Christtagsfreuden und fortwährenden Christtagssegens gestaltet.

Gebt uns daher die Krippe wieder! Sie hat ja ein so gut begründetes Hausrecht in der Familie, ist ein wahres Schatzkästlein für Groß und Klein, und vor allem: sie führt uns so wirkungsvoll Christi Erlöserliebe vor Augen. Am Opfereifer des göttlichen Kindes muß sich auch unser Opferwillen entzünden und warm halten. Die allumfassende Liebe, die uns die Weihnachtskrippe predigt, ist uns auch ein Leit- und Hoffungsstern jetzt, wo Brücken des Verständnisses, der Eintracht und des aufrichtigen Entgegenkommens geschlagen werden müssen, von Mensch zu Mensch, zwischen den Völkern und von Volk zu Volk.

Ein Seraph der Gottes- und Nächstenliebe stellt einst die Weihnachtskrippe hinein ins Volk, und das Wort des selbigen Heiligen von Alfist: „Laßt uns lieben das Kindlein von Bethlehem!“ ertönt jetzt aufs Neue, und die Herzen werden sich diesem Mahnen öffnen.

Glücklich vor allem die Kinder- und Jugendwelt, die an die Weihnachtskrippe geführt wird. In späten Jahren dachte ein Christoph von Schmid noch freudig der Stunden, die er in Kindertagen vor dem Kripplein gewieft, in selbigem Schauen und festem Entschluß, dem Christkind Freude zu machen. In seinen „Erinnerungen aus seinem Leben“ beteuert er: „Noch jetzt zur Stunde erinnere ich mich an alles, was die Weihnachtskrippe in sich schloß, so klar und deutlich, und ohne diese Erinnerungen wäre wohl die Erzählung „Der Weihnachtsabend“ nicht zustande gekommen.“

Und lassen wir das eigne Herz sprechen: Welche glückliche Stunden haben wir verlebt vor dem Kripplein, in Kindheit und Jugend und später!

Darum hinein das Kripplein in alle Familien, zum ersten Kinde, damit die Weihnachtsfreude es beglücke und innerlich reich mache. Da braucht es nicht glanzvoller Aufmachung und breiten Ausbaues. Die schlichte Darstellung tut schon ihre Wirkung. Am besten, wenn die Kinder selbst bauen. Der Konservator des bayerischen Nationalmuseums, der uns das Prachtwerk „Die Weihnachtskrippe“ geschenkt hat, erzählt dort von den wonnervollen Wochen, während deren er Jahr für Jahr aufs Neue den Krippenberg aufbaute und zurechtete. „Welche Freude, wenn der kunstvolle Bau fertig war und es ans Aufstellen der Figuren ging! Bis in alle Einzelheiten studierte ich die biblischen Geschichten, ja, ich erlebte sie im Geiste mit. Die Phantasie wurde ange-

regt, Gemüt und Gefühl gebildet. Und was ich an Phantasie und Gefühl gewonnen, das legte ich wieder ins Werk hinein.“

Jung gewohnt, alt getan. Die Poesie der Weihnachtskrippe muß ein kostbarer Wert sein und bleiben für immer. Der gemütsstiefste Maler Joseph von Führich, dem wir die bekannte prächtige Weihnachtskrippe verdanken, pflegte als Lieblingsbeschäftigung das Krippenbauen, der er zeitlebens treu blieb. Selbst als ihn der Revolutionssturm 1848 von seinem Lehrstuhl aus Wien vertrieb und in seine ferne böhmische Heimat verschlug, wollte er auch da nicht die trostvolle Freude der Christtagskrippe missen. „Die Darstellung der Winterblüte des kirchlichen Festkreises durch den Bau der Krippen blieb ihm ein Lichtpunkt durch Leid und Freud.“



Der bescheidene, stille Verein der Krippenfreunde, der seinen Ausgang von Tirol nahm, wächst zusehends; neue, begeisterte Helfer füllen seine Reihen. Seine Ziele bergen aber auch gerade für die jetzigen Verhältnisse reichen Segensgehalt. Gebt uns also die Krippe wieder, laßt uns Weihnachtsfreunde und Weihnachtssegner voll ausschöpfen!

Glücklich und gesegnet, wer da mitwirkt und auch anderen diese Freudenquellen erschließen kann.

Die drei heiligen Messen am Weihnachtsfest

Das heilige Weihnachtsfest ist vor allen Festen des Kirchenjahres u. a. dadurch ausgezeichnet, daß jeder Priester des lateinischen Ritus berechtigt ist, an diesem Tage drei heilige Messen zu zelebrieren. Dieses Privileg beruht auf einer alten Gewohnheit. Unser Weihnachtsfest, als das Fest der Geburt unseres Herrn, ist erst unter Papst Liborius im Jahre 354 in Rom eingeführt worden und fand bald überall Aufnahme. Bezüglich der drei heiligen Messen an diesem Festtage bemerkt der heilige Papst und Kirchenlehrer Gregor der Große (590–604) in

einer Homilie zum Weihnachtsevangelium folgendes: „Weil wir durch Gottes Güte heute dreimal die Feier der heiligen Messe begeben werden, können wir über den verlesenen Evangeliumsabschnitt keine längere Rede halten.“ Demnach ist die Feier von drei heiligen Messen auf einen alten Brauch zurückzuführen. Die liturgischen Vorschriften, von denen jedoch aus vernünftigen Gründen abgesehen werden kann, bestimmen, daß die erste dieser heiligen Messen um Mitternacht, die zweite um die Morgenröte, d. h. gegen Tagesanbruch, die dritte am Tage gefeiert werde. Weiterhin soll die erste heilige Messe da, wo das kirchliche Stundengebet von einer zum Chor gebet verpflichteten kirchlichen Körperschaft (z. B. Ordensgemeinschaften, Domkapitel, Kollegiatstiften usw.) im Chore gemeinsam verrichtet wird, sich unmittelbar an die Matutin oder Metten anschließen, die darum in diesem Falle vor und nicht nach Mitternacht gebetet oder gesungen werden. Das ist auch der Grund, weshalb das christliche Volk die erste der drei Weihnachtsmessen Metten oder Christmetten nennt. Die genannten Matinen oder Metten schließen mit dem Ambrosianischen Lobgesang (Te Deum) ab. Darum herrscht auch vielfach der Brauch, daß vor Beginn der ersten heiligen Messe bezw. Antes ein feierliches Te Deum gesungen wird. Auch loblich ist der Brauch, daß vor diesem Te Deum das Evangelium der ersten Messe, von der Geburt des Heilandes in Bethlehem, von dem Priester verlesen und namentlich in größeren Städten eine kurze aber eindringliche Ansprache an die Gläubigen gerichtet wird, denn in diesem Gottesdienste stellen sich manche Zuhörer ein, welche vielleicht sonst das ganze Jahr hindurch den Weg zum Gotteshaus nicht finden. — Daß dieser dreifachen Messfeier auch eine mystische Bedeutung unterliegt, ist nicht zu bezweifeln. Mit Rücksicht auf die für diese Messen bestimmte Zeit: Mitternacht, Morgenröte und Tag, kann man einen Hinweis auf die drei Perioden der Heilsordnung erblicken, nämlich die vor dem Rosafest, vornehmlich im Heidentum, unter diesem Geseh im Judentum und nach demselben, vornehmlich im Christentum. Ferner ist in dem Inhalt der einzelnen Reformularen dieses Tages ein Hinweis auf die dreifache Geburt des Sohnes Gottes unverkennbar. In der ersten Messe findet sich das Evangelium von Christi Geburt in Bethlehem, Hinweis auf Christi leibliche Geburt aus Maria der reinen Jungfrau; in der zweiten Messe weist das Evangelium, wonach die Weisen dem Engelwort gläubig folgend, zur Krippe des neugeborenen Welterlösers eilten, auf die geistliche Lichtbringende Geburt des Heilandes in den Seelen. Das Evangelium in der dritten heiligen Messe: „Im Anfang war das Wort usw.“ deutet hin auf dessen ewige Bezeugung aus dem Vater im vollen Lichtglanz der Gottheit.

Die erste heilige Messe wird auch mit Rücksicht auf die im Evangelium berichtete Erscheinung der Engel Engelmesse, die zweite mit Rücksicht auf die Worte und Taten der Hirten Hirtenmesse genannt.

In Deutschland wird, mit Ausnahme einiger größeren Städte in Bayern, in der Regel die erste heilige Messe, die sogenannte Christmette, jetzt nicht mehr um Mitternacht, sondern früher gegen Morgen gefeiert, in den amerikanischen Ländern dagegen stets um Mitternacht. In den christlichen Familien wird ein mächtiger sogenannter buche de Noel Weihnachtsbaum in das Kaminfeuer gelegt, bei dem man unter frommen Unterhaltungen und Lesungen u. a. feierlichen Weihnachtspredigten von Bossuet und andern großen Predigern die Zeit bis Mitternacht verbringt. Nach der Rückkehr aus der Mitternachtsmesse vereinigt die Familie das sogenannte Reveillon, eine frohe Nachtmahlzeit, bei der es besondere Gerichte gibt. Bei gar vielen weniger christlich Gesinnten ist der Gottesdienst Nebensache und das Reveillon Hauptsache.

Die Geburtsstätte des Heilandes

Die am allgemeinsten angenommene und durch die Ueberlieferung am besten bestätigte Meinung geht dahin, daß die Geburt des Heilandes nicht in Bethlehem selber stattfand, sondern an einem Orte der Umgebung, der jedoch so nahe lag, daß er noch mit dem Namen des Städtchens Bethlehem bezeichnet werden konnte. Welcher Ort war nun dieser Ort? Der hl. Evangelist Lukas berichtet, daß die Jungfrau das Kind in eine Krippe legte, das läßt auf eine Unterkunft von Haustieren, auf eine Art Stall schließen. Der heilige Kirchenvater Hieronymus (331—420), ein griechischer Kenner der Stätten des heiligen Landes, nennt die Geburtsstätte des Heilandes parvum terrae foramen, eine kleine Erdföhrung; Eusebius (265—340) bezeichnet sie als antrum, Höhle, Grotte; Origenes (185—254) spricht sich hierüber viel deutlicher und ausführlicher aus. „Wenn jemand“, schreibt er in seiner Schrift „gegen Jesus“, „sich versichern will, ob Jesus Christus wirklich nach der Weissagung des Michas und dem Berichte der Apostel zu Bethlehem geboren ist, dann wird man ihm zu Bethlehem eine Grotte zeigen, in welcher der Erlöser geboren wurde, und in dieser Grotte die Krippe, in welche er, in Windeln eingehüllt, gelegt worden ist. Diese Tatsache ist öffentlich bekannt und selbst von den Gegnern unseres Glaubens zugegeben.“ Der außerordentlich gelehrte Papst Benedikt XIV. († 1758) schreibt über unseren Gegenstand folgendes: „Die Stadt Bethlehem liegt auf einer Anhöhe, deren Boden aus Tuffsteine besteht. Der Stall war in Stein gehauen.“ Der heilige Hieronymus berichtet in der Reisebeschreibung der heiligen Paula nach Bethlehem von diesem Stalle also: „Als Paula nach Bethlehem gekommen war, trat sie in die Höhle, in specum.“ Diese Worte des heiligen Hieronymus lassen keinen Zweifel über das Aussehen und die Beschaffenheit der armen Stätte, in welcher der Weltheiland wolte geboren werden. Was die Unwissenheit von Och und Esel in diesem Stalle bei der Geburt des göttlichen Kindes betrifft, so wird dieselbe von so achtungswerten Gewährsmännern bezeugt und von einer so ununterbrochenen Ueberlieferung beglaubigt, daß es fast verwegen wäre, sie in Abrede zu stellen. Dort wollte, nachdem er die unbewußte Duldung der Tiere erhalten hatte, der so tief erniedrigte Gottessohn in den Hirten die Erstlinge der Kleinen und Armen empfangen, aus denen er sein Reich und seinen Hofstaat bilden wollte. Eine ständige Ueberlieferung und alte Baurümmen halten die Stätte fest, wo diese Hirten wohnten und von wo aus sie den Vobegang der Engel vernahmen. Es ist die Stätte, wo so oft der Patriarch Jakob seine Herden weidete. Israel seufzte nach der Ankunft des Messias an jenen Stätten, wo der Messias geboren werden sollte.

Der Gottesgast

Novelle von Alara Philipp.

Es war am Morgen des heiligen Abends. In dem sogenannten Bescherzimmer des Münwischen Stadthauses knatterte ein helles Feuer. Aber die lustigen Flammen vermochten nicht die kellerartige Kälte des düsteren Raumes zu verschmücken. Und ebenso wenig wurde der winterliche Duft von Wachs, Tannenreis und Würzgebäck Herr über den muffigen Hauch, den die vergiftete Tapete ausströmte.

Helene Bergmann, die jugendliche, arbeitseifrige Pflegetochter der Hausfrau, überblatte fröhlich die aufgelisteten Herrlichkeiten. Es waren die üblichen Zutaten der Armenbescherung: Bündel derber Wäsche, Strümpfe, Mägen, Zaden. Und daneben noch die überde-

Christnacht

Ich möcht' auf hohem Glockenhaus
heut' eine Glocke hängen! —
Dann rief ich in die Nacht hinaus
Mit silberhellen Klängen,
Und rief laut und rief lind,
Daß alle sich zum Jesukind,
Dem neugeborenen drängen.

Und eine Lampe möcht' ich sein
Vor diesem Kind, dem süßen!
Wie wollt' ich da mit hellem Schein
Sein Locken in umfließen!
Und lächelt es dann mild und hehr,
So freuten drob sich alle sehr,
Und täten fromm es grüßen.

Auch möcht' ich wohl als Englein licht
Ein Wiegenlied ihm singen,
Und von des Vaters Angesicht
Ihm sel'gen Schlummer bringen!
Dann wollt' ich Frieden aller Welt
Verkünden, bis zum Sternenzelt
Empor mich wieder schwingen.

Doch bleibst du auch nur, wie du bist,
So gib dich, Herz, zufrieden
Mit dem, was dir der heil'ge Christ
Als deinen Teil beschieden!
Und schaue fromm mit heil'ger Scheu
Das Kindlein, das geboren neu,
Und dien' ihm froh hinieden!

Collegiu Schwarz.

ferten Genüsse: Äpfel, Nüsse und Beekuchen. Dem jungen Mädchen lag es ob, all diese nützlichen und guten Dinge für die alljährliche Christtagsbescherung aufzubauen. Sie fühlte sich wenig aufgelegt zu dem festlichen Zurüsten. Zwischen ihren beweglichen Brauen witterte eine Falte, und die verlassenen Augen zeigten den verräterisch weichen Glanz, der von Tränen herührt. Helene hatte geweint um den Pflegebruder. Seit er das bittere Brot der Verbannung aß, konnte sie ihr weihnachtlich Werk nie mehr ohne Tränen tun. Allenthalben fehlte ihr der fröhliche Arbeitsgenosse. Welch ein Uebermut steckte doch in dem ranken, lecken Jungen! Hatte er nicht einmal, mit Rock und Jacke, mit Mütze, Brille und Schürze angetan, seine gestrenge Mutter als Weiblein zum Weiten gehabt! Und die Beekuchenverse, die er bei der Verteilung der braunen Herzen aus dem Stegreif geleiert, die waren von erschütternder Komik gewesen.

Und nun! Vom Schmerz bezwungen, sank das junge Mädchen auf einen Stuhl nieder und schlug die Hände vor's Gesicht.

Vier Jahre waren verflossen, seit das Schreckliche geschehen: seit Frau Katharina Münwisch, geborene Münwisch, ihren einzigen, ihren vom Himmel erbetenen Sohn im Jorne verstoßen hatte. Jahrelange Kämpfe, schwere Stürme waren der Katastrophe vorangegangen. Nicht um ihrer selbst willen hatte Katharina Münwisch diesen Sohn einst so inbrünstig erfleht. Nur um des alten Herrengeschlechtes und um der Scholle willen, auf der es seit undenklichen Zeiten saß. Mit allen Fasern ihres Herzens hing die herbe Frau an der Heimat Erde, an dem Geschlecht, dem auch sie entstammte. Sie gingen ihr über alles. Um ihre Willen erschien ihr kein Opfer zu schwer. Und von ihrem Sohn, dem letzten Münwisch, nach des Vaters frühem Tode, verlangte sie das gleiche. Um des Stammgutes willen sollte er auf den Künstlertraum verzichten, den er gehegt, seit er denken konnte. Da er wollte er werden, für ihn gab es nichts anderes auf der Welt. Mit einem wahren Haß bekämpfte die Mutter diesen Plan ihres Sohnes. Und die beiden waren wie Stahl und Stein. So kam es denn, wie es kommen mußte, und nun war der Abtrünnige, der seinem Kopf gefolgt, tot für die Mutter; herausgerissen und getilgt aus ihrem Herzen.

Helene hatte viel gelitten unter dem unseligen Zwist. Sie war zwischen Mutter und Sohn gestanden, zu jung noch, um anders als durch Bitten und Tränen zu vermitteln. Nach dem Bruche war das strenge Verbot an sie ergangen, mit dem Verstoßenen noch irgendwelche Beziehungen zu unterhalten. Aber da war in dem kindlichen Mädchen das tapfere Weib erwacht. Treu hielt sie zu dem Entheimten. Denn ihr Herz gehörte Felix und ihm allein; seit jenem fernen Tag, da er die kleine Waise, die zitternd wie ein gefangenes Vöglein in der Münwischer Halle gestanden, jubelnd als sein Schwesterlein begrüßt hatte. Alles, was ihr zärtliches Gemüt der strengen Freundin ihrer verstorbenen Mutter an Liebe nicht geben durfte, das übertrug sie auf den wenige Jahre ältern Pflegebruder. Und darum hätte kein Verbot, keine Drohung der erbitterten, in ihrem Heiligsten gekränkten Frau sie vermocht, von ihm zu lassen. Lieber wäre auch sie aus dem Hause gegangen.

In den ersten zwei Jahren hatten sie einander zuweilen getroffen; heimlich und verstohlen. Helene mit ängstlich pochendem Herzen, denn sie war sanft und süßsam von Natur. Und immer hatte Felix sich bei ihr Mut geholt in seinen schweren Nöten und Kämpfen. Immer hatte ihm ihre schwermütliche Treue die Bitternis von der Seele hinweggespült, ihr Glaube an seine Berufung die Zuversicht gestärkt. Und die stillen Augen waren ihm gefolgt in den Strudel des Lebens, ihr reiner Blick hatte gewarnt und gemahnt und bewahrt. Auch dann noch, als er nach München gezogen war und sie nicht mehr sehen konnte. Ihre Beziehungen liebten auch da noch rege Briefe flogen hin und her. Was Helene zu erträglichen vermochte, das schickte sie ihm. Ja, sie arbeitete sogar für Geld, um die großen Groschen zu mehrten. Zum Dank berichtete er ihr getreulich von seinem Tun und Arbeiten, von Erfolgen und Mißerfolgen. Nun aber war sie seit Wochen ohne Lebenszeichen von ihm. Eine marternde Angst beklemmte ihre Brust. Der blonde Kopf sank auf die ausgestreckten Arme über dem weißgebedekten Tisch nieder und ein verzweifelter Schluchzen erschütterte ihren Körper.

„Nun, Veni, was soll das heißen?“ ertönte hinter ihr eine frische Stimme. „Sind das deine Weihnachtsvorbereitungen?“

Mit einem Schrei fuhr die Ueberrasschte herum und sah sich einem stattlichen jungen Manne gegenüber. Einen Augenblick starrte sie fassungslos in das kühn geschnittene Gesicht. „Felix“, jubelte sie dann auf, „lieber, guter Felix, du!“

Böhmlich verstummte sie. In ihr war ein Quellen, ein Wiegen, so als sei der Boden unter ihr zur Meereswoge geworden. Tief holte sie Atem. Felix aber nahm das liebliche Gesicht in beide Hände und küßte sie auf die weichen Lippen. Verwirrt schloß sie die Augen. Ihr schwandelte. Es bedte etwas in dem Rausch,

das ihr neu war und sie doch heiß beglückend durchdrann; etwas, das Antwort gab auf das Weilen und Wallen in ihrem Herzen.

„Nun, Venelein“, scherzte sich Felix über seine tiefe innerliche Rührung fort, „kreuzt du dich denn gar nicht, mich heil und ganz wieder zu sehen?“

Helene schmiegte sich an ihn. „Kein bißchen, du böser Junge“, gab sie errötend zurück, „du stehst es ja“.

Dann aber hielt sie ihn auf Armeshöhe von sich und musterte ihn leuchtenden Auges. Er war ihr fremd geworden, der Mann, der da aus dem Jüngling erwachsen vor ihr stand, aber allmählich fand sie die vertrauten Züge des Spielgenossen wieder. Ein echter Mürrich war's, mit dem schmalen geradlinigen Gesicht, den dunklen Haaren und den scharfen Augen. Nur die Lippen, die zeigten in ihrem Schwung und ihrer fatten Farbe einen familienfremden Zug.

Wie stattdich du geworden bist, so groß und männlich, mit dem stolzen Wärtchen“, sagte Helene das Ergebnis ihrer Musterung zusammen, „und so fein heraus gemacht, trotz unserer Armut.“

Ueber die kantige Stirn des jungen Mannes huschte ein Schatten. „Man sieht mir auf den Tragen...“ zitierte er mit Bitterkeit.

„Ich konnte nicht mehr aufbringen“, entschuldigte Helene.

Neuervoll küßte er die schlanken Mädchenhände. „Verzeih mir, du Gute, verzeih! Ich wollte dich gewiß nicht kränken. Du hast ja mehr an mir getan, als ich dir in meinem ganzen Leben vergelten könnte... Ja.“ — in seine dunkeln Augen trat ein feuchter Schimmer — „ohne dich wär' ich vielleicht gestorben und verdorben.“

Voll Mitgefühl sah sie zu ihm auf. Er blickte gedankenvoll vor sich hin.

„O Veni, es ist unsäglich schwer, sich so ganz auf eigenen Füßen durch's Leben zu schlagen. Da steht man, jung, unerfahren und nur auf sich selbst gestellt. Arm ist man und doch voll heißer Wünsche. Denn in der Großstadt, da flutet das Leben so bunt, da loden so viele Genüsse. Und wo du hingehst, wo du die Augen aufmachst, da springt dir das eine entgegen: Sinnesfreude. Durch tausend seine Röhrchen sickert es in dein Herz, das Wort: Genuß. Was dir dein Katechismus als verboten, als Sünde hinstellt, hier hat es seine lauten Propheeten. Zeitungen, Bücher, Bilder, alles singt die neue Melodie von einer sogenannten höheren Sittlichkeit. Und die Stimme in uns, ja, die redet auch so oft mit ihren Worten. Genossen lachen uns aus, nennen uns einen Toren, einen Dummkäuser, wenn wir das leichte Treiben nicht mitmachen, schöne Frauen bringen uns ihre Herzen in der Hand entgegen...“

„Um Jesu willen!“ schrie Helene entsetzt auf. Felix erwachte aus seinen düsternen Gesichtern. Beruhigend lächelte er. „Sei unbesorgt, mein Herz, ich komme wie ich ging. Aber oft ward's mir nicht leicht, stark zu bleiben. Man hört so vielerlei, man erlebt noch mehr mit. Neue Evangelien werden verkündet, Evangelien des Diesseits ohne Gott.“

Mit weiten Augen starrte Helene den Sprecher an: „Wenn das die Mutter wüßte!“

Bitter lachte der junge Mann auf. „Was verschling's ihr! Sie kennt ja doch nur eine Liebe: ihr Geschlecht, ihr Stammgut! Für ihren Sohn hat sie kein Herz. Ob er, der sich ihren Götzen nicht opfern will, rein und gläubig bleibt, was kann ihr dies noch gelten? In ihren Augen bin ich ja längst schon ein Verworfenener, ein ungeratener Sohn!“

Bärtlich strich Helene dem Erregten die eigenstimmige Locke aus der Stirn. „Sei nicht ungeachtet. Mutter liebt dich auf ihre Art. Du kennst sie ja; sie sieht nur immer eine Seite der Sache, und für sie heißt es immer entweder — oder. Kompromisse kennt sie nicht. Das, was sie für Unrecht hält, muß sie bekämpfen und bestrafen, ohne Ansehen der Person. Bei ihr hat eben der Spruch seine volle Geltung: Wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es aus und wirf es von dir! In diesem Punkte mußt du einer unseligen Berwahrnis bekrachten.“

„Für eine solche Liebe danke ich!“ brauste Felix auf.

„Wie sehr du doch der Mutter gleichst.“ bemerkte Helene mild.

Betroffen schwieg er.

„Nun laß dir aber erzählen, was mich herführt“, begann Felix nach kurzer Pause mit wiedergewonnener Laune. „Veni, ich kann sagen, ich bin durch! Drei meiner Bilder hat die Kommission angenommen, und ich erhielt das große Stipendium. Die Bilder sind gut verkauft und der Käufer ist ein bekannter Kunstfreund. Sein Urteil fällt ins Gewicht; außerdem versprach er mir auch, mich tatkräftig zu fördern. Veni, ich bin so toll glücklich, daß ich unbedingt Hocherfahren mußte, um dir die Freudenbotschaft selbst zu überbringen und dabei dein liebes Gesichtchen zu sehen.“



Selige Weihnacht!

Die Fluren tragen ein feierkleid,
Gewirkt aus glühenden Flocken;
Es ist die heilige Weihnachtszeit,
Viel tausend Englein frohlocken;

Sie singen leise,
Sie singen laut
Die himmlische Weise
So lieb und traut:

Der Herr ward geboren in Bethlehems Stall,
D'rum jauchzet ihr Menschen und preiset
Ehre sei Gott in der Höhe! Ihn all!

Und golden funkeln am Himmelszelt
Der Sternlein zahllose Kreise
Und grüßen freundlich die stille Welt
In wunderlieblicher Weise.

Verkünden in Lettern
Von strahlender Pracht
Des gütigen Schöpfers
Unendliche Macht.

Und wunderbar klingt es wie Engelsang,
Wie lieblicher Harfen- und Flötenklang:
Friede den Menschen auf Erden!

Und Friede welt' auf dem Erdenrund
Auch in der Hütte des Armen;
Mit Demut tönt von des Sünders Mund
Die leise Bitte: Erbarmen!

Da zieht der Friede
Auch ihm ins Herz,
Und jubelnd im Liede
Schallt's erdenwärts:

Der Herr ward geboren in Bethlehems Stall,
Er liebet euch Menschen, Er liebet Euch all!
Ehre sei Gott in der Höhe!

Walter Laube.

Strahlend lächelte sie zu ihm empor. Er trat näher.

„Und noch etwas wollte ich dich fragen...“ Er stockte und eine warme Röte verbreitete sich über sein männliches Gesicht. „Veni, du warst in dieser Zeit mein Ein und Alles auf der Welt. Dein liebes Gesicht hat mich begleitet, wo ich ging. Es war mein Schild in der Versuchung, mein Trost in der Not. Wie oft, wenn in der Künstlerlaune der Taumel nahen wollte, schauten deine reinen Mädchenaugen mich warnend an, und die Besonnenheit lehrte zurück... Ohne dich wäre ich verloren gegangen, weil ich an Gottes Güte und Weisheit verzweifelt wäre. Denn wenn die Mutterliebe versagt, kommt der Zweifel an allem, was heilig ist. Da trat deine Schwesterliebe ein. Schwester warst du mir lange ja, aber das ist nun vorbei... Liebling!“ Felix umschloß ihre kaltgewordenen Hände, „die Randtage sind

dahin, fühlst auch du nun mehr für mich? Willst du, kannst du mir mehr werden? Meine Braut, mein geliebtes Weib?“

Helene erbehte. Bärtlich bog er sich nieder. „Es wird lange dauern, mein armes Kind,“ sagte er wehmütig. „Und ich weiß wohl, weiche schwere Bürde ich auf dein weiches Gemüt lege. Du wirst lange harren und schwer kämpfen müssen.“

Ein seliges Lächeln verklärte Helenes Gesicht. Ihre Augen strahlten den Geliebten durch Tränen an. „O Felix, was tut das, wenn zwei sich lieben wie du und ich?“ sagte sie einfach.

Da riß er sie jauchzend in seine Arme.

*

Frau Katharina Mürrich hatte im Laufe des Tages wiederholt Gelegenheit, in der ihr eigenen unnachahmlichen Art die strengen Brauen zu heben.

Die Pflegetochter, sonst so ruhig und gesammelt, war heute von einer Zerkahrenheit und Unrast, die der würdevollen Frau auf die Nerven ging. Das sanfte Gesicht zeigte einen Ausdruck von Belebtheit, den die Pflegetochter nicht zu deuten wußte. Die roten Lippen blühten förmlich. Aber auch Mine, die behäbige Haushälterin, zeigte bedrohliche Anzeichen eines gestörten inneren Gleichgewichts.

„Was habt ihr mir, du und die Mine und auch die Mädchen? Ihr seid ja wie vor dem Kopf geschlagen,“ sagte Frau Mürrich ungehalten. „Es kann doch unmöglich die Weihnachtsfreude sein.“ Die Brauen verschwanden nunmehr fast unter dem glänzenden Scheitel.

Sie sah ohne eine Ahnung von dem Gast im Hause an ihrem gewohnten Fensterplatz im Armstuhl. Ohne diesen mächtigen Armstuhl wäre Katharina Mürrich nicht sie selbst gewesen. Draußen dämmerte es. Eine blaue Mondnacht harpte an der Schwelle des Abends. Wie fernes Wogenbranden drang der Laut des vorfestlichen Straßentreibens in die alte verträumte Geschlechtergasse herein. Nun sehten die Weihnachtslocken ein. Voll und jubelnd sangen sie ihre Freudenbotschaft durch die Lüfte. In Friede und Liebe mahnten sie. Und Helene verstand ihre Sprache.

Mutig wandte sie sich zu der Pflegetochter hin. „Du weißt wohl, was meine Ruhe stört in diesen Tagen. Sonst war es nur der Kummer. Heute aber bin ich trotz allem froh: ich habe gute Botschaft von Felix. Er hat sich tapfer gehalten und sich ausgezeichnet.“

Kein Laut vom Fenster. Nur die schwarze Alastaille der Sitzenden knirschte leise.

„Mutter,“ bittend erhoben sich Helenes Hände, „er hat den Beweis seiner künstlerischen Berufung erbracht. Willst du ihm nicht endlich verzeihen?“

Schweigen.

Helene trat nah an die Regungsloske heran. „Mutter“, flehte sie in beschwörendem Tone, „ich bitte für deinen einzigen Sohn!“

Da erhob sich die hohe Gestalt. Einen Augenblick standen sich die beiden Frauen kühn gegenüber. Bedend wartete die jüngere auf ein Wort von den schmalen Lippen da vor ihr. Sie öffneten sich...

„Ich gehe nun, den Gottesgast suchen.“

Das war alles; von Felix kein Wort. Und ihr schwarzes Gewand lang hinter sich her schleppend, schritt Katharina Mürrich aus dem Zimmer. Sie hatte etwas Barzenhaftes in ihrer steinernen Unerbittlichkeit.

Es war zu viel, Selbst für die sanfte Helene. „Herr Gott,“ schrie sie auf, von Zorn und Schmerz überwältigt, „das kannst du ansehen! Ein Stein ist ja härter als dieses Weib!“

In ihrem Ankleidezimmer nebenan hörte Frau Mürrich diesen Aufschrei. Ihre Finger zitterten nicht, als sie die Duschleise unter dem edigen Kinn band. Aber in ihren Augen zuckte für Sekunden ein scharfer Ausdruck auf. Es war ein Stein in den mit starkem Willen ruhig gehaltenen Spiegel ihrer Seele gefallen, ein winziger Kiesel nur, wie es schien, aber er war auf den Grund gesunken und hatte in Bewegung gebracht, was sie da unten begraben wähnte. Das Herz, dessen Schläge sie sonst mit eisernem Willen zu regeln vermochte, bochte in

harten Schlägen in ihrer Brust, als sie nun ihren Gang nach dem Gottesgast antrat.

Dieser „Gottesgast“ war ein alter Brauch in der Familie, der Frau Katharina durch Geburt und Heirat angehörte. Am heiligen Abend, vor der Bescherung, machten Hausherr oder Hausfrau noch einen Gang durch die Straßen. Der erste Hilfsbedürftige, der ihnen in den Weg kam, wurde mit heim genommen und als Familienglied behandelt. Meist schloß sich dann Bescherung, Mahl und Nachtlager noch eine nachhaltige Fürsorge an. In der Familie achte man diesen Gottesgast, wie schon der Name andeutete, als etwas besonderes. Die Ueberlieferung wußte von vielen merkwürdigen Tausungen zu berichten; mancher verirrte Lebenswanderer war durch die alte Sitte wieder auf den rechten Weg geleitet worden. In der Stadt hatte dieser Brauch wohl seine bedenklichen Zeiten, aber Frau Mürwisch hatte um keinen Preis eine so geheiligte Ueberlieferung ihres Geschlechtes preisgegeben.

Gedankenvoll schritt sie in die silberne Dämmerung hinein. Weitab vom regen Treiben der Weihnachtsgeschäftszeit wollte sie suchen gehen. Sie fühlte das Bedürfnis, einsam und schweigend zu wandern. Eine versteckte Unruhe flackelte sie auf, obwohl sie sich's nicht zugehen wollte. Verlassen lagen die Vorstadtstraßen im Licht der leise klappernden Laternen. Hinter verhüllten Fenstern schimmerten schon die ersten Christbäume auf. Eigentlich war's kein Weihnachtsmutter. Böhn hatte sich aufgemacht und jagte schwere Wolken mit brandigen Rändern in rascher Flucht über die Mondscheibe hin. Der grelle Wechsel von Hell und Dunkel gab eine unheimliche, gespenstische Beleuchtung ab. Aber dennoch lag der heimlichste Zauber der heiligen Nacht in der Luft. Auf leisen Sohlen zog die Liebe durch die Welt.

Nachlos wanderte die Einsame, vergebens gegen einen dumpfen Druck am Herzen ankämpfend. Sie kam zu den Flußanlagen. Schwarz überglitterten die kahlen Laubböcher den bewegten Nachthimmel; in plumpen Massen drängten sich die Nadelbäume dazwischen. Von unten herauf grollten die Wogen des regengeschwollenen Stromes. Katharina Mürwisch lehnte zur Gegenwart zurück. Scharf hielt sie Umschau. Sie kannte die Plätze, an denen das Leben sein Strandgut anspricht.

Und siehe: da lehnte auch richtig an der Brustwehr eine männliche Gestalt. Knabenhaft schlank und schwächig sah sie aus. Vorsichtig näherte sich die Suchende. Nun konnte sie das Gesicht im Mondlicht erkennen. Es war jung, aber schmerzverzerrt und geisterhaft bleich. Tief beugte sich der Unglückliche über das Geländer und erhob die Hand zur Schläfe.

Mit einem Sprung war Frau Mürwisch hinter ihm. Sie kannte weder Furcht noch Zögern, wo es zu handeln galt. Selbst ein gespannter Revolver schreckte sie nicht. Der Lebensmüde hatte die Frau nicht kommen hören. Er stieß einen grellen Schrei aus, als plötzlich eine Hand über seine Schulter griff und ihm die Waffe entwand.

„Der mit dem Ding!“ sprach hinter ihm eine gebieterische Frauenstimme, und ehe er sich wehren konnte, flog schon der Revolver in weitem Bogen in das Wasser.

An allen Gliedern zitternd stand der Entwaffnete vor seiner Retterin. Er mochte etwa zwanzig Jahre zählen, aber seine an sich hübschen weichen Züge sahen alt und verfallen aus. Die Augen hielt er schuldbeunzt gesenkt. Hart faßte ihn Frau Mürwisch am Arm. Da wurde er lebendig.

„Lassen Sie mich!“ begehrte er unter Winden und Sträuben. „Was hast's Sie an, was ist's?“

Aber er hatte die Kraft dieser weißen Finger unterschätzt; und die Gewalt der Mürwisch'schen Augen. Sein Widerstand wurde matt und matter. „Ach Gott!“ wimmerte er schließlich,

ganz zerbrochen, „nun könnte alles längst vorüber sein und ich hätte meine Ruhe.“

„So, meinst du?“ entgegnete Frau Mürwisch mit einer Art grimmigen Humors. „Nun, darüber reden wir später. Jetzt aber, — ihre Stimme schwoll — „will ich wissen, wie es so weit mit dir kam, daß du dem Herrgott dein junges Leben vor die Füße werfen wolltest, Feigling, du elender!“

In dem Gescholtenen häunte sich ein letztes Restchen von Stolz auf. „Wie es so weit kam?“ wiederholte er zornig. „Das ist schnell gesagt: Als dummer Landbub' bin ich allein in die Stadt gekommen. Es war die richtige Gesellschaft, die mich erwischt. Zuerst stachen sie mir den religiösen Star: Beten und Kirchlaufen hat ein Ende; es gibt ja nichts hinter dem blauen Dunst da oben! Aber das Leben ist da, das soll ich genießen. Erst war ich wie losgelassen. Aber dann,“ er schüttelte sich, „ward mir's zum Ekel. Nun wollte ich heraus aus dem Treiben. Aber die Bande hängte sich an mich wie die Buntegel. Alles, was ich verdiente, preßten sie mir ab. Und zuletzt war ihnen auch das nicht mehr genug. Sie hielten mich in der Hand. Nun griff ich in die Kasse. Es ging, bis ich erwischt wurde. Der Prinzipal zeigte mich nicht an, aus Humanität, sagte er, aber er setzte mich auf die Straße. „Und Ihre Eltern!“ warf Katharina eifrig ein.

„Die sind schon lange tot.“



„Haben Sie denn keine Verwandten?“ Der Junge zuckte die Achseln. „Was kümmert's die! Die waren froh, als sie mich los waren.“

Willig folgte er nunmehr seiner Führerin. Er dachte nicht mehr ans Sterben. Ein wohliges Gefühl der Geborgenheit durchwärmte ihn an der Seite dieser starken Frau. Allein in ihr loberte der Born.

„Empförend!“ brach sie los. „Man hat schändlich und gewissenlos an Ihnen gehandelt. Ein Verbrechen ist's, einen unerschrockenen Jungen ganz allein in der Großstadt sich selber zu überlassen, ohne Anstalt, ohne Familie, ohne Heim.“

„Jünglings verurteilte sie.“ Hatte sie nicht ähnliches getan? Ein kleines junges Gesicht tauchte vor ihr auf. Vorwurfsvoll sahen die heißen Augen sie an. Fehlt! Ja, ihm, ihren einzigen Sohn hatte sie hineingestoßen in den Strudel des Lebens, ohne zu fragen, was aus ihm würde. Weh ihr, wenn er darin versunken wäre! Ein Grausen durchzuckte sie. Was hatte sie getan! Statt ihm, dem die gefährliche Gabe des Genies geworden, mit doppelter Sorgfalt zu behüten, hatte sie, seine eigene Mutter, ihn schamlos tausendfältigen Gefahren preisgegeben. Nur eines Phantoms willen hatte sie des einzigen Kindes Seele auf's Spiel gesetzt.

Furchtbar ging ihr die Erkenntnis ihres frevelhaften Tuns auf. Was nützte es, daß sie in ihrer Not die Tradition und die Heimatspflicht gegen den Sohn zu Hilfe rief. Die

Stimme in ihr, die ihr vorhielt, einer Mutter müsse ihr Kind über alles gehen hier auf Erden, über Heimat und Geschlecht, ließ sich nicht zum Schweigen bringen; schonungslos plagte sie die Schuldige an. Ueber Katharinas See brauste ein vernichtender Sturm dahin. Schonungslos riß er das stolze Gebäude ihrer Selbstgerechtigkeit in Trümmer.

Wie im Traume schritt Katharina Mürwisch dahin. Sie lauschte dem Bersten und Splintern in sich. Plötzlich zuckte sie zusammen. Ein schenes, verschämtes Flüstern drang an ihr Ohr. „Ja, wenn ich eine solche Mutter gehabt hätte...“ sagte der arme Junge neben ihr.

Die Frau stöhnte auf. Das, gerade das hatte noch gefehlt, um das Maß ihrer Demütigung voll zu machen; dies Wort, das ihr ein zerschmetterndes Urteil sprach. Wie ein glühendes Schwert grub es sich in ihr Herz. Tief sank Katharinas stolzes Haupt auf ihre Brust. Sie meinte vergehen zu müssen vor Beschämung und Reue. Hätte sie nicht von Helene erfahren gehabt, daß Gott gnädig gewesen und ihr Kind bewahrt, sie hätte nimmer aus noch ein gewußt. Wie ein sah geweckter Traumwandler litt sie noch nachträglich tausendfältige Angst. Brennende Tränen stürzten aus ihren Augen.

Der Jüngling an ihrer Seite sah die Tropfen im Mondlicht blinken und er bezog sie auf seine Person. Wie Feuer fielen sie ihm auf die Seele. Und er gelobte sich heilig, ihrer würdig zu werden.

Wie sie heimgekommen, das wußte Katharina Mürwisch kaum. Sie hatte nur den einen Gedanken: Gut zu machen, was sie gefehlt in ihrer Verblendung. Dastig ließ sie ihren Findling eintreten. Im kleinen Wohnzimmer, wo das zierliche Familienbäumchen gepußt war, bemerkte sie Licht. Helene mußte drinnen sein, die einzige, die ihr sagen konnte, wo sie ihren Sohn finden werde.

Katharina öffnete die Tür. Goldiger Kerzenglanz flutete ihr entgegen: der Christbaum war angezündet. Verschwiegene Wärme webte in dem warmen roten Dämmen der traulichen Stube, denn es hatten da zwei Glückliche ihre Weihnachtsnachten darin gefeiert. Im Dunkel hinten wogte leise der Türvorhang. Die Pflegetochter kam ihrer Mutter mit verdächtigem Hast entgegen. Ihre Wangen waren gerötet und ihre Augen strahlten. Aber Katharina achtete nicht darauf.

„Wo ist Felix?“ stieß sie hervor. „Ich muß ihm noch heute telegraphieren und morgen reisen wir zu ihm!“

Verständnislos starrte Helene sie an. Und dann, ja dann dämmerte ihr eine beseligende Ahnung von etwas Herrlichem auf.

„Du... du... willst ihn vergeben?“ stammelte sie.

Katharina Mürwisch nickte. Ihre Hände falteten sich unter der Brust. „Ja, Helene, ich will ihm bitten, daß er seiner Mutter verzeihe; denn Gott hat mir heute einen Gast gesandt, der mich aus meiner frevelhaften Blindheit riß.“ sagte sie in demütigem Ton.

Sie sah nicht, wie sich hinter ihr der Vorhang teilte und Felix auf der Schwelle erschien. Helene schlang den Arm um die Schulter der zerknirschten Frau. Am Ringfinger ihrer Linken blühte ein schlachter Reif.

„Mutter!“ sagte sie innig, „du hast nicht weit zu deinem Sohn. Sieh, der Himmel hat ihn dir gesandt als deinen wahren Gottesgast.“

„Mutter!“ Klang es jubelnd, bittend zumal, von der Türe her — Felix stand da mit ausgebreiteten Armen.

Beim Laut seiner Stimme wankte die starke Frau. Aber zwei junge Arme fingen sie auf und hielten sie fest umfaßt. Zwei strahlende Augen tauchten tief in die ihren.

Unter dem Christbaum tauchten Mutter und Sohn den Friedensfluß. Unter dem Christbaum nahm Katharina Mürwisch die treue Helene wahrhaft an's Mutterherz.

